

Old Shatterhand

Zum Gedächtnis Karl Mays

Eines Tages, wir waren, zwölfjährig, in der zweiten Mittelschulklasse, geschah etwas Unerhörtes. Zwei Mitschüler fehlten. Sie fehlten am ersten Tag ganz unauffällig, am zweiten aber sprach es sich schon herum, die Mütter und Väter waren händeringend in aller Frühe dagewesen, die beiden Buben waren fort, verschwunden, spurlos verschollen. Die Sensation ließ sich nicht verheimlichen, obwohl die Herren Professoren mit verzweifelter Energie prüften und redeten, um die Geschichte aus unserer Erinnerung hinauszuprüfen und hinauszureden. Aber es half nichts. Die beiden leeren Plätze lenkten unsere Aufmerksamkeit von den schönsten Taten der Römer und den glorreichen Entdeckungen des Pythagoras ab. Schließlich erschien der Klassenvorstand, ein bärtiger, wohlwollender Mann, und hielt an uns eine Ansprache. Er gab amtlich zu, daß die beiden Kollegen durchgebrannt waren, stellte sie, um unsere Bewunderung für ihr Heldentum verlässlich abzuwürgen, als einen Abschaum der Menschheit und den Gipfel aller Verworfenheit hin und fügte schließlich, nachdem er den Schmerz der verlassenen Eltern geschildert hatte, mit erhobener Stimme hinzu: „Und woher rührt das? Von Karl May, von den Indianerbücheln, die kein ordentliches Kind lesen soll!“ Und er ließ uns nicht im Zweifel darüber, daß er jedes Indianerbüchel, das er bei uns fände, konfiszieren würde. Ein paar rümpften die Nase, ein paar lächelten vielsagend, die ordentlichen Kinder horchten auf. Karl May, das mußte ja etwas ganz Besonderes sein! Am Tage darauf saßen die beiden Ausreißer wieder auf ihren Plätzen, die Gendarmerie hatte ihnen nahegelegt, zurückzukehren, sie waren gar nicht betreten, im Mittelpunkt des Interesses der Klasse, der Schule, des Lehrkörpers zu sein. Sie gaben auch bereitwilligst jede gewünschte Auskunft. Ob sie Karl May gelesen hätten? Natürlich! Sie wollten ja eben nach dem wilden Westen gehen. Daß das ein gar so weiter Weg sei, konnten sie schließlich nicht wissen, das ging aus den Büchern nicht hervor. Jetzt aber hätten sie ihre Erfahrung und wüßten genau, wie man es anstellen müsse. Nächstens würde es schon besser gehen. Ob sie die Bücher auch besäßen? Selbstverständlich! Alles stünde zur Verfügung. Und so begann ein großartiger Handel, man mußte nach der Uhr lesen und pünktlich tauschen, sonst wurde man ausgeschlossen. Wer zu Hause nicht fertig wurde, las mit Todesverachtung auch während der Mathematikstunde unter der Bank oder zog sich mit heftigem Nasenbluten an einen Ort zurück, wo er vor Störungen sicher war. Da hatte der Herr Klassenvorstand etwas Nettes angerichtet. In Kürze wußten wir mit Winnetou und Old Shatterhand besser Bescheid als mit der Geschichte der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder, und der Lateinprofessor selbst hätte Indianertänze aufgeführt, wenn wir die Vokabeln zum Cornelius Nepos so beherrscht hätten wie den indianischen Sprachschatz. Das war Karl May, das waren die vielen dicken Bände, auf deren Einbanddecken die galoppierenden Indianer mit ihren Lassos schon die ganze Atmosphäre von Abenteuerlichkeit einfingen, die zu den Erlebnissen unserer Jugend gehört. Da war alles, was jungen Menschen imponiert und sie anlockt: Kühnheit und Edelmut, Großherzigkeit und Witz, Kampf und Grausamkeit, mit einem Instinkt zusammengetragen, der seine Wirkung nicht verfehlen kann. Mit wahrer Wut stürzten sich die Literaten, die Erzieher auf den Jugendverderber. Bei einer großen Aktion des alten österreichischen Unterrichtsministeriums in allen Schulen der Monarchie, die eine Ausstellung aller schädlichen Lektüre befahl, nahm Karl May neben Sherlock Holmes und Nick Carter einen Ehrenplatz ein. Den fruchtbaren Autor aber focht das wenig an. Er schrieb Werk um Werk, einundvierzig dicke Bände, im Grunde immer dasselbe, immer er selbst als Old Shatterhand in hunderten Abenteuern, von Feinden verfolgt, von Freunden bewundert, immer in der richtigen Voraussetzung, daß man das „Genre“, das „Milieu“ nicht sattgekommen konnte. Die Auflagen stiegen in die Hunderttausende, in die Millionen, trotz aller Bemühungen, den Mann unmöglich zu machen. Er sei nie in Amerika gewesen, hieß es, habe nie einen leibhaftigen Indianer gesehen, noch viel weniger auch nur das bescheidenste Abenteuer bestanden. Und das war richtig. Karl May hat die Schauplätze seiner Erzählungen erst besucht, als seine Bücher schon in ungeheuren Auflagen verbreitet waren. Aber auch die Enthüllung fruchtete nichts. Respektlose Leute meinten, Schiller sei auch niemals am Vierwaldstätter See, in Bürglen, Altdorf, Küßnacht gewesen und der „Tell“ sei doch ein anerkanntes Meisterwerk. Man fand heraus, Karl May sei ein wiederholt vorbestrafter Verbrecher. Auch das ist richtig. Er hat ein paar Jahre seines Lebens höchst unfreiwillig im Zuchthaus verbracht. Aber er war schließlich ein Kind blutarmer Webersleute aus Ernstthal in Sachsen, ein armer Junge, reich nur an Phantasie. Armut und Phantasie, das

ist nun einem die fatalste Zusammenstellung, in die ein Mensch hineingeboren werden kann. Die Armut, der Hunger ist der beste Erfinder, in der Küche und in der Kunst, hat man auch Phantasie dazu, dann führt der Weg leicht ins Zuchthaus oder auf die Höhen der Menschheit. Die beiden sind oft gar nicht so weit voneinander entfernt. Ein Genie also, dieser Karl May? Es hat auch an Lobrednern nicht gefehlt. Man hat ihn auch allen Ernstes ein Genie genannt. Nun, das mag wohl übertrieben sein. Genial in seiner Art war der Vater aller Indianerbücher Cooper, der sich des Interesses Goethes rühmen durfte. May aber war denn doch zu naiv, um genial zu sein. Seine Bücher waren eigentlich nicht für die Jugend bestimmt. Sie haben bloß in der Jugend ihre begeistertsten Leser gefunden, weil ihre Unbedenklichkeit, ihre Einfachheit die Jugend so sehr ansprechen. Da erzählte ein im Grunde höchst einfacher Fabulierer von seinen Phantastereien, von so recht jungenhaften Aufschneidereien, mit jener selbstverständlichen Großmäuligkeit, die man der Jugend nicht immer verweisen soll, denn das Leben sorgt mit seiner kahlen Nüchternheit besser als jede Erziehungsmaßnahme dafür, daß die Menschen mit zunehmenden Jahren immer stiller, bescheidener, kleinlauter werden. Karl May freilich hat es mit dem Leben durchgesetzt, er hat sich nicht unterkriegen lassen. Als schwächtiger, kränklicher Fünfzigjähriger erzählt er, was er als Held Old Shatterhand für Taten vollbringt, wie er schießt, reitet, boxt; in einer Zuchthauszelle schreibt er den Winnetou. Welch ein Mut! Schon in der Erfindung der Namen steckt eine übermenschliche Courage. Hadchi Halef Omar Ben, Old Death, die Flinte „Bärentöter“, das alles ist von einer Bedenkenlosigkeit, die nur darum nicht ins Lächerliche fällt, weil sie so völlig ahnungslos daran vorübergeht. Ein Abenteuer anzuknüpfen, bedarf für ihn keiner psychologischen Konstruktion. Old Shatterhand, der, weiß Gott, erlebt hat, was nur wenigen Menschen zugestoßen ist, begegnet in der Savanne einem Reiter, dessen Pferd nach persischer Art geschirrt ist und der einen persischen Dolch im Gürtel trägt.

Aber er erklärt ohne Zögern diese gewiß nicht sehr belangvolle Tatsache als das Ungewöhnlichste, das ihm begegnet ist. Und er hat recht, es wird ein 600 Seiten starkes Buch daraus, mit ebensovielen Abenteuern, in denen englisch, arabisch und persisch gesprochen wird, natürlich nichts Kompliziertes, sondern nur zum Hausgebrauch des Abenteurers. Wenn man nach vielen Jahren so ein Buch wieder in die Hand nimmt, begreift man diesen Mut und wünschte fast, ihn selbst zu besitzen, sich von allen Hemmungen des Lebens freizumachen und noch einmal von den Dingen zu schwärmen, deren schönster Teil es ist, daß sie so unwahr, so unmöglich sind. Man hat uns Karl May nicht mit Verboten ausgetrieben, wohl aber unabsichtlich mit dem Geschichtsunterricht in den Oberklassen, mit der Kenntnis von den unromantischen, brutalen Wirklichkeiten der Vorgänge, die nichts von der unbeschwerten Großartigkeit der Mayschen Erfindung haben, wohl aber die traurige Echtheit der Reservationen, von denen Karl May nichts wußte oder nichts wissen wollte. Aber die Zeiten haben sich schließlich geändert. Das Indianertum ist so gründlich ausgerottet, daß es auch in der Phantasiewelt der Jugend immer mehr verblaßt. Als vor ein paar Jahren der große Häuptling Big Chief White Horse Eagle durch Europa zog (und die Witwe Karl Mays zum Range einer indianischen Prinzessin erhob), hatte man den Eindruck, daß echte Rothäute nur noch als Varieténummern möglich sind, weil das Lassowerfen im Interesse der öffentlichen Ordnung polizeilich verboten ist, und weil man vernünftiger tut, mit dem Automobil zu fahren, als einen Mustang durch die Prärie zu jagen, wo sich auch schon längst die Langeweile gesitteter Manieren breit macht. Und die Abenteuerlichkeit? Nun, da ist es auch nicht mehr leicht, der Jugend zu imponieren. Als wir die Bücher von Karl May verschlangen, gab es noch keinen Film, oder er steckte in seinen ersten linkischen Versuchen. Wir mußten uns aus den Büchern den Film in unserer Phantasie selbst drehen, die Szene bauen, Darsteller und Regisseur in einer Person sein. So bequem wurde uns das Material nicht serviert, wie es nun geschieht. Der lebende Douglas Fairbanks und Tom Mix ist für Winnetou und Shatterhand ein unbezwinglicher Konkurrent. Man kann darum mit leichterem Gemüt von Karl May sprechen, da man spürt, daß seine Gefährlichkeit schwindet. Hat uns die Lektüre wirklich so sehr geschadet? Da und dort geschah es, daß sich ein Junge die Dinge zu Kopf steigen ließ. Aber die Kriegsberichte, die man mit ungleich größerem Wohlwollen behandelte, waren für die Jugend der Kriegsjahre sicherlich keine bekömmlichere Kost. Man denkt also milder über den Vielgeschmähten, und wenn ihm auch die Pforten der Literaturgeschichte, die Pfade zum Parnaß verschlossen sind, so entschließt man sich doch, sein Andenken ein wenig zu feiern, und stellt, leicht errötend und verschämt, fest, daß er am 25. Februar neunzig Jahre alt geworden wäre, wenn man nicht am 30. März seines zwanzigsten Todestages gedenken müßte. Man entschließt sich sogar zu einem Besuch der Villa Shatterhand und des Blockhauses Bärenfett, eines veritablen Blockhauses, mit

Bärenfellen auf der Bettstatt und auf dem Boden, ausgestopften Büffelköpfen an den Wänden, mit einem Portier oder Aufseher in vollständiger Trapperausrüstung, den Revolver im Gürtel, der aussieht, als hätte er eben eine wilde Jagd mit den Rothäuten in der Prärie bestanden, die rund um Radebeul und Dresden sich ausbreitet. In einer Ecke lehnen die berühmten Gewehre, der Bärenjäger und der Henry-Stutzen, drin im Haus, in Glasschränken und an den Wänden, ist alles aufgestapelt, was wir nur in der Phantasie gesehen haben: Wigwams, Tomahawks, Friedenspfeifen, Lassos, Skalpe – ein Museum ohne alle wissenschaftliche, ethnographische Absicht, ein Museum der Romantik der Jugend. Man könnte darüber fast melancholisch werden, wenn man feststellt, wie verblaßt das nun alles ist. Auf dem Friedhof zu Radebeul aber steht ein pompöses Mausoleum, ein griechischer Tempel, der sich über dem Grabe Old Shatterhands wölbt. Welch ein Weg, welche ein Leben! Da hat einer auf einem wahrhaft abenteuerlichen Weg aus dem Elend über eine Stellung als Schullehrer, über Diebstahl und Zuchthaus, über Prärie und Cordillere in eine wohlgesittete Bürgerlichkeit zurückgefunden. Ein Ehrenbürger könnte es nicht schöner haben als dieser freundliche alte Herr, dem man das Unwahrscheinlichste noch glaubt. Und auch das ist Kunst. Vielleicht keine Kunst nach den Regeln der Fachgelehrten, aber eine Kunst nach den Regeln des Lebens.

Dr. Ernst Roth.

Aus: Wiener Bilder, Illustrierte Wochenschrift, Wien. 37. Jahrgang, Nr. 10, 06.03.1932, Seite 2 / 3 / 6 / 7.

Abbildungen Seite 2:

Links oben: Karl May, geboren 25. Februar 1884 in Hohenstein-Ernstthal, gestorben 30. März 1912 in Radebeul bei Dresden.

Mitte: „Villa Bärenfett“, Wildwestraum. Am Tisch Patty Frank, der Bewohner des Blockhauses.

Links unten: „Villa Bärenfett“, Blockhaus im Garten der Villa „Old Shatterhand“ zu Radebeul.

Rechts unten: Feuerecke des unterirdischen Verließes im Wildwest-Blockhaus.

Abbildungen Seite 3:

Rechts oben: Die drei Gewehre Karl Mays, der „Bärenjäger“, die „Silberbüchse“ und der „Henry-Stutzen“.

Mitte: Urkunde des Big Chief White Horse Eagle, womit er am 18. Juni 1929, anlässlich seines Besuchs im Karl-May-Museum zu Radebeul, der Witwe Karl Mays die Würde einer indianischen Prinzessin Sha-Lu-Wa (das heißt „Frau eines großen Mannes“) verlieh.

Links unten: Karl-May-Museum in Radebeul bei Dresden. Blick durch den rechten Gang. Im Pultschrank vorne eine Sammlung auserlesener schöner Indianerpfeifen.

Rechts unten: Karl Mays Grabmal auf dem Friedhofe zu Radebeul.